

Der Begriff Identität

Der Begriff Identität leitet sich von lateinischen *idem*, ab, was soviel wie der/die/das Selbe, der/die/das Gleiche bedeutet. Sofern man zwei Dinge als identisch bezeichnet, sind sie vollkommen gleich. Hier soll aber von der Identität von Menschen die Rede sein. Und zwei Menschen sind sich nie vollkommen gleich, auch wenn es bei Zwillingen auf den ersten Blick so aussehen mag.

Im Folgenden wollen wir uns zunächst damit beschäftigen, dass wir eine Person immer wieder als das erleben, was wir in ihr sehen und wie wir sie kennen gelernt haben. Also damit, dass unsere Mitmenschen für uns eine gewisse Konstanz haben, obwohl sie sich doch stetig verändern.

Identität im Wandel der Zeit

Platon schreibt in seinem Dialog Symposium: „auch jedes einzelne lebende Wesen wird solange es lebt als dasselbe angesehen und bezeichnet: zum Beispiel ein Mensch gilt von seinen Kindesbeinen an bis in sein Alter als der Gleiche. Aber obgleich er denselben Namen führt, bleibt er doch niemals in sich selbst gleich, sondern einerseits erneuert er sich immer, andererseits verliert er anderes: an Haaren, Fleisch, Knochen, Blut und seinem ganzen körperlichen Organismus. Und das gilt nicht nur vom Leibe, sondern ebenso von der Seele: Charakterzüge, Gewohnheiten, Meinungen Begierden, Freuden und Leiden, Befürchtungen: alles das bleibt sich in jedem einzelnen niemals gleich, sondern das eine entsteht, das andere vergeht. Wir verändern uns also unablässig und sind doch immer die Selbe Person. Laut Wolf Biermann kann sich sogar nur der treu bleiben, der sich verändert.“

Identität in der persönlichen Entwicklung

Bevor uns klar werden kann, wie wir sind, muss uns erst einmal klar werden, dass wir überhaupt sind. Laut Piaget sind sich Kinder der Tatsache, dass sie ein eigenes von anderen abgetrenntes Selbst besitzen noch nicht bewusst. Auch bei anderen Personen und auch bei Dingen ist ihnen nicht klar, dass sie ein stabiles Dasein besitzen. Sofern ein Gegenstand aus ihrem Gesichtsfeld verschwindet ist ihnen nicht klar, dass er dennoch existent ist, was sich dadurch zeigen lässt, dass sie ihn nicht da suchen wohin er verschwunden ist. Das gilt auch für Personen. Geht eine Person aus dem Raum, ist es für das Kind, als gäbe es sie nicht mehr. Erst indem das Kind immer wieder eine Rückmeldung auf seine Bedürfnisse bekommt und die Erfahrung macht, dass Gegenstände und Personen eben nicht verschwunden bleiben, lernt es, die Welt um sich herum als stabil und Halt gebend zu begreifen. So begreift es allmählich auch, dass es selbst ein eigenständiges überdauerndes und stabiles Selbst hat. Dieser Zustand ist ja nicht unbedingt selbstverständlich. Immerhin war das die ersten neun Monate nicht der

Fall. Und was hier für uns interessant ist, ist dass das die Tatsache ein eigenes unabhängiges Selbst zu haben erst erlernt werden muss.

Was ist mit dem Gedächtnis?

Case vermutet, dass die dahinterstehende Entwicklung durch größer werdende Gedächtniskapazitäten aktiviert wird. Dieser Gedanke ist für uns deshalb interessant, weil der Zusammenhang zwischen Gedächtnis und der Möglichkeit eine Identität zu entwickeln klar macht, dass wir frühere Situationen erinnern können müssen, um zu wissen, das wir schon vorher waren was wir sind. Nur dadurch können wir ausreichend Stabilität erleben, damit der Begriff einer Identität sinnvoll ist. Und diese Identität ist nichts, was sich einmal entwickeln und dann für immer so bleibt. Vielmehr fließen in diesen Begriff alle Erfahrungen ein, die gemacht werden. Also nicht nur bis zu einem gewissen Alter, sondern immerfort.

Hat das irgendwas mit dem Alter zu tun?

Dennoch ist es logisch, dass sich unser Selbstbild weniger stark ändert, je älter wir werden. Somit beruht unsere Identität auf gemachten Erfahrungen.

Wenn man immer wieder gleichartige Erfahrungen macht, internalisiert man die darin erhalten Informationen. Neue Informationen anderen Inhalts, werden dann nicht mehr so bereitwillig aufgenommen. Daher lässt man sich in seinem Selbstbild immer weniger verunsichern, je mehr Erfahrungen man gemacht hat. Das gilt leider Erfahrungen sowohl positiver als auch negativer Art.

Hat das jetzt irgendeine Auswirkung auf das tägliche Erleben?

Und dieses Bild, das man im Laufe der Zeit von sich selbst gewinnt wirkt sich auch auf das Handeln aus. Man beschäftigt sich eher mit Dingen, die dem eigenen Selbstbild entsprechen oder was als passend angesehen wird. Darauf, was das ist, haben von der Gesellschaft und den Medien geprägte Rollenbilder einen Einfluss. So gibt es relativ wenige Männer, die sich als harte Kerle einschätzen und gleichzeitig Häkeln als Hobby angeben. Und das obwohl die meisten von diesen echten Kerlen haben noch nie gehäkelt und sind sich somit des Reizes dieser schönen Tätigkeit gar nicht bewusst. Es sind also keine eigenen Erfahrungen sondern beruhen auf Einflüssen von außen.

Geht es also nur um eigene Erfahrungen und deren Auswirkungen?

Hier können also auch Überzeugungen eine Rolle spielen, die mit dem eigenen Erfahrungshorizont gar nichts zu tun haben. Der Papst z.B. spricht sich gegen Kondome aus und wirkt dabei sehr von seiner Meinung überzeugt.

Überzeugungen, Meinungen und damit auch unser Selbstbild ist also von Erfahrungen und vom gesellschaftlichen Umfeld abhängig.

Abschließend zu dieser Einleitung und vor dem theoretischen Teil füge ich noch einen Text aus einem Roman ein, den ich als sehr passend empfinde und euch in diesem Zusammenhang nicht vorenthalten will.

Neil Gaiman – American Gods – Seite 346 / 347

Niemand, erklärte Donne, ist eine Insel, aber da hatte er Unrecht. Wären wir keine Inseln, wir verlören uns, ertränken in den Tragödien der Mitmenschen. Wir sind isoliert (Ein Wort, man erinnere sich, das wörtlich bedeutet: zu einer Insel gemacht werden) vom Unglück der anderen, vermöge unserer Inselnatur und infolge der immergleichen Gestalt der Geschichten. Die Form verändert sich nicht: Es war einmal ein Mensch, der wurde geboren, lebte und aus dem einen oder anderen Grund starb er schließlich. Bitte schön. Die Einzelheiten möge man aus der eigenen Anschauung ergänzen. So wenig originell wie nur je eine Geschichte, so einzigartig wie nur je ein Leben. Das Leben ist die Schneeflocke – es bildet Muster, die wir kennen, die einander so gleichen wie die Erbsen in ihrer Hülse. (Und haben sie sich schon mal Erbsen in der Hülse angesehen? Ich meine, richtig angesehen?) und dennoch einzigartig sind.

Ohne das Individuelle sehen wir nur Zahlen: eintausend Tote, hunderttausend Tote, „bis zu einer Million Tote und Verletzte“. Mit individuellen Geschichten werden aus den Statistiken Menschen – doch selbst das ist eine Lüge, leiden die Menschen doch nach wie vor in Größenordnungen, die per se abstumpfend und bedeutungslos sind. Schaut hin, seht euch den furchtbar aufgeschwollenen Bauch des Jungen an, seht die Fliegen, die in seinen Augenwinkeln krabbeln, seht seine skelettartigen Glieder: Macht das es euch leichter, seinen Namen zu kennen, sein Alter, seine Träume, seine Ängste? Ihn von innen zu sehen? Und wenn ja, erweisen wir damit nicht seiner Schwester einen schlechten Dienst, die neben ihm im versengenden Staub liegt, die entstellte aufgeblähte Karikatur eines Menschenkindes? Und dann, wenn wir mit ihnen fühlen, sind sie uns da wichtiger als die tausend anderen Kinder, die von derselben Hungersnot betroffen sind, tausend andere Menschenleben, die schon bald Myriaden von Fliegenkindern als Futter dienen werden?

Wir zäunen diese Momente des Schmerzes ein und verbleiben auf unseren Inseln, sodass die Schmerzen uns nichts anhaben können. Sie sind von einer weichen, stabilen, perlmuttartigen Schicht bedeckt, die sie, wie eine Perle, schmerzlos aus der Seele gleiten lässt.

Die fiktionale Erzählung erlaubt uns, in diese anderen Köpfe, diese anderen Orte zu gleiten und durch andere Augen nach draußen zu sehen. Und in der Erzählung

halten wir ein, bevor wir sterben, oder wir sterben stellvertretend, unversehrt, und in der Welt jenseits der Erzählung blättern wir Seite um oder schlagen das Buch zu und kehren zu unserem eigentlichen Leben zurück. Ein Leben das, wie jedes andere, keinem anderen gleicht.

Piaget:

Bevor uns klar werden kann, wie wir sind, muss uns erst einmal klar werden, dass wir überhaupt sind. Laut Piaget sind sich Kinder der Tatsache, dass sie ein eigenes von anderen abgetrenntes Selbst besitzen noch nicht bewusst. Auch bei anderen Personen und auch bei Dingen ist ihnen nicht klar, dass sie ein stabiles Dasein besitzen. Sofern ein Gegenstand aus ihrem Gesichtsfeld verschwindet ist ihnen nicht klar, dass er dennoch existent ist, was sich dadurch zeigen lässt, dass sie ihn nicht da suchen wohin er verschwunden ist. Das tun sie erst ab einem Alter von Monaten. Das gilt auch für Personen. Geht eine Person aus dem Raum, ist es für das Kind, als gäbe es sie nicht mehr. Erst indem das Kind immer wieder eine Rückmeldung auf seine Bedürfnisse bekommt und die Erfahrung macht, dass Gegenstände und Personen eben nicht verschwunden bleiben, lernt es, die Welt um sich herum als stabil und Halt gebend zu begreifen. So begreift es allmählich auch, dass es selbst eine eigenständige überdauernde und stabile Selbst hat. Dieser Zustand ist ja nicht unbedingt selbstverständlich. Immerhin war das die ersten neun Monate nicht der Fall.

Hier im Folgenden die Entwicklungsstufen der Objektpermanenz,
wie Piaget sie gesehen hat:

0 – 1 Monat	Verfolgen eines Objektes mit dem Auge, aber kein Suchen, wenn es verschwunden ist.
1 – 4 Monate	Wenn das Objekt verschwunden ist, setzt das Kind seine Handlung fort und sucht da, wo es das Objekt zuletzt gesehen hat oder da, wo es zuerst auftauchte.
4 – 8 Monate	Erste Ansätze von Suchbewegungen. Das Kind sucht aber nicht mehr, wenn es das Objekt nicht gleich findet. Schwierigkeiten bereiten auch teilverdeckte Objekte.
8 – 12 Monate	Das Kind erkennt teilverdeckte Objekte und deckt sie auf. Unsystematisches Suchen: Stehen mehrere Orte zur Verfügung, wird nur am 1. Ort gesucht (A-nonB-Fehler).
12 – 18 Monate	Kind beobachtet Ortswechsel und sucht die Orte systematisch ab.

18 – 24 Monate Kind sucht systematisch, auch wenn eine grössere Menge von möglichen Orten zur Verfügung steht.

Ein Beispiel aus Untersuchungen zur Objektpermanenz:

"Mit 0;8 schaut Laurent mir zu, als ich mir ein Kissen vor das Gesicht lege. Er beginnt sich zu recken, um mich über die Schirmwand hinweg zu sehen, und dann gelingt es ihm, die Schirmwand hochzuheben (er wusste mich also dort). Aber wenn ich mich vor ihn hinlege mit dem Kissen vor meinem Gesicht, hebt er es nicht hoch, selbst wenn ich "Kuckuck" sage. Er schaut dann einfach auf meine Schulter an die Stelle, wo ich unter dem Kissen verschwinde, und reagiert nicht mehr. Desgleichen veranlassen ihn die Objekte die er mich unter dem Kissen verstecken sieht, zu keiner Reaktion. Erst mit 0;9 beginnt er, das Objekt unter solchen Bedingungen zu suchen."

Entwicklungsstufen nach Case:

Wie bereits beschrieben, vermutet Case eine Anhängigkeit dieser Entwicklungsstufen vom verfügbaren Gedächtnisinhalt des Kindes:

Sensumotorisches Verarbeitungsstadium:

Die mentalen Repräsentationen werden mit Körperbewegungen verbunden.
(Bezug zwischen mentalen Schema und motorischen Handlungen)

Interrelationales Verarbeitungsstadium:

Mentale Repräsentationen enthalten Relationen zwischen Objekten, Personen und Ereignissen.

Dimensionales Verarbeitungsstadium:

Bedeutsame Dimensionen der Umgebung werden erkannt und extrahiert, Herstellen systematischer Beziehungen zwischen den Dimensionen.

Abstraktes Verarbeitungsstadium:

Erwerb abstrakter Denksysteme, die logische Schlussfolgerungen ermöglichen.

Es bestehen Ähnlichkeiten mit der Stufenabfolge, die von Piaget postuliert wurde. Jedoch werden die von den Gedächtniskapazitäten abhängigen Denkschemata betont.

Moralentwicklung nach Piaget:

Präsentation von Geschichten mit Variationen von Intention und Schadenshöhe.

Typisches Vorgehen: kleiner Schaden, negativ zu bewertende Intention,
 grosser Schaden, positiv oder neutral zu bewertende Intention.

Jüngere Kinder zentrieren auf die Schadenshöhe. Ältere auf die Intention.

Eine weitere Methode von Piaget war es Kinder beim Spielen zu beobachten und nach Regeln und Möglichkeiten zur Regeländerung fragen. Jüngere Kinder haben ein sehr starres Regelverständnis. Erst ältere Kinder sehen Regeln als veränderbar und sozial aushandelbar.

Zwei-Stufen-Konzept:

- a) Heterogene Moral (Moral absolut, von aussen gesetzt, durch Autoritäten kontrolliert, an Verboten und Strafen orientiert).
- b) Autonome Moral (Moral relativ, aushandelbar, auf Prinzipien der Gleichheit und des Wohlergehens anderer ausgerichtet, an Vertrauensverhältnissen und Beziehungen orientiert, hohe Gewichtung von Handlungsintentionen, wandelbar).

Erklärung des Übergangs zur autonomen Moral (am Ende der präoperationalen Stufe):

- Fortschritte der kognitiven Entwicklung (vor allem Perspektivenübernahmefähigkeit).
- Erfahrungen sozialer Gleichheit in der Gruppe der Gleichaltrigen (z. B. im Kindergarten).

Moralentwicklung nach Kohlberg:

In einer Studie wurden 72 Jungen im Alter von 10, 13 und 16 Jahren zu moralischen Dilemmata befragt, in denen ein Konflikt zwischen verschiedenen Normen, Bedürfnissen und Forderungen dargestellt ist.

Der Proband soll eine Lösung suchen sie begründen. Nach der Art der typischen Argumentation wird der Proband einer von sechs Stufen des moralischen Urteils zugeordnet.

Ein Beispiel für ein moralisches Dilemma (Heinz-Dilemma):

Eine todkranke Frau litt an einer besonderen Krebsart. Es gab ein Medikament, das nach Ansicht der Ärzte ihr Leben hätte retten können und zwar ein Radiumderivat, das ein Apotheker der Stadt erst kürzlich entdeckt hatte. Das

Medikament war teuer in der Herstellung, der Apotheker verlangte jedoch das zehnfache seiner eigenen Kosten. Er kaufte das Radium für 200, verkaufte es aber für 2000. Heinz, der Ehemann der Frau konnte trotz borgen von allen Bekannten nur 1000 aufbringen. Als der Apotheker auf eine Preisminderung nicht einging, brach der Mann in die Apotheke ein und stahl das Medikament für seine Frau.

Moralisch Urteilsstufe – Stufe der Perspektivenübernahme:

a) Präkonventionell (individuelle Perspektive)

1) Orientierung an Strafe und Gehorsam (egozentrischer Standpunkt)

Beispielantwort: Heinz sollte nicht stehlen. Er könnte ins Gefängnis kommen.

2) Orientierung an Bedürfnisbefriedigung (Perspektive des konkreten Individuums, eigene und fremde Bedürfnisse können gesehen und seiner Bedürfnisse werden, Vorrang haben eingene Bedürfnisse)

Beispielantwort: Heinz sollte das Medikament stehlen um das Leben seiner Frau zu retten. Auch wenn er dafür ins Gefängnis kommt hat er immer noch seine Frau.

b) Konventionell (Gruppenperspektive)

1) Orientierung an interpersonellen Beziehungen (Perspektive der Mehrheit – konkreten Bezugsgruppe)

Beispielantwort: Wäre ich Heinz, hätte ich das Medikament aus Liebe zu meiner Frau gestohlen.

2) Erhaltung der sozialen Ordnung, Verteidigung (Systemperspektive)

Beispielantwort: Wenn man heiratet, schwört man sich Liebe und Treue. Eine Ehe ist nicht nur Liebe, sondern auch eine Verpflichtung, genau wie ein gesetzlicher Vertrag.

c) Postkonventionell (Prinzipien, allg. Regeln)

1) Moral als sozialer Kontrakt; Perspektive, die das System hinterfragt.

Beispielantwort: Jeder Mensch hat als solcher bestimmte Rechte und Privilegien. Man muss die verschiedene Rechte und Privilegien gegeneinander abwägen und dann entscheiden.

2) Orientierung an Gewissensgrundsätzen
(ethisch-moralischer Standpunkt)

Beispielantwort: Heinz sollte das Medikament stehlen, weil das menschliche Leben Vorrang hat über jede moralische oder gesetzliche Norm.

Die einzelnen Stufen sind auf die kognitive Entwicklung des logischen Denkens zurückführbar. Es ergibt sich dabei folgendes Nachordnungsverhältnis:

- Die Perspektivenübernahme setzt eine entsprechende kognitive Entwicklung voraus.
- Die Moralentwicklung setzt eine entsprechende Perspektivenübernahmefähigkeit und kognitive Entwicklung voraus.

In diesem Sinne kann es auch ein zeitliches Nachordnungsverhältnis ergeben.

Häufigkeit der moralischen Stufen in verschiedenen Altersgruppen nach einer Studie von Walker.

	Stufe 1	1 – 2	2	2 – 3	3	3 – 4	4	4 – 5	5
6 Jahre:	10	70	15	05	–	–	–	–	–
9 Jahre:	–	25	40	35	–	–	–	–	–
12 Jahre:	–	–	15	60	25	–	–	–	–
15 Jahre:	–	–	–	40	55	05	–	–	–
Eltern:	–	–	–	01	15	70	11	03	–

Bei der Frage, wie das moralische Urteil beeinflusst werden kann, ist vor allem das Erziehungsverhalten der Eltern von Bedeutung.

Ergebnis: Ein induktiver, erklärender, heranführender Erziehungsstil korreliert positiv mit dem Niveau der Moralentwicklung, negativ sind assoziiert: bestrafende, machtausübende Erziehung und (weniger deutlich) Erziehung durch häufigen Liebesentzug. Insbesondere die machtausübende Erziehung fördert eine Orientierung an Autoritäten, die die Erreichung höherer moralischer Niveaus erschwert.

“I”, “ME” und “SELF” von Georg Herbert Mead

Einleitung

Georg Herbert Mead (1863-1931) war ein US-amerikanischer Philosoph und Psychologe. In seiner Theorie zur Entstehung von Individualität beschreibt er Individualität als ein sozial geprägtes Phänomen. Erst durch die Interaktion mit der Umwelt, hierbei in erster Linie mit anderen Menschen, kann eine Individualität gebildet werden.

Dies ist logisch, da Identität dadurch definiert ist, sich von etwas abzugrenzen, oder etwas für sich anzunehmen(auf sich zu beziehen). Dies würde keinen Sinn machen, wenn diese Abgrenzung/Aneignung ohne einen Kontext passiert, in dem dieser Prozess abläuft -> Nämlich, inwiefern man sich als Mensch von anderen Menschen unterscheidet und einzigartig ist.

Zentral ist bei Herbert Mead die Überlegung, dass die Grundlage für Identität nicht dadurch gegeben ist, dass man subjektiv entscheiden kann, was einen ausmacht, wer man ist, welchen Platz man in der Welt einnimmt (kurz: was jemanden identifiziert), sondern dies größtenteils durch Fremdbestimmung geschieht. Sich Selbst aus seiner eigenen Perspektive objektiv wahrzunehmen, ist nicht möglich.

Um den eigene Standpunkt (Identität) im sozialen Netz zu erkennen, muss man sich selbst objektiv im Vergleich zu Anderen wahrnehmen können. Diese Sichtweise auf sich selber kann nach Herbert Mead durch Rollenübernahme erreicht werden. Durch Rollenübernahmen ist man in der Lage die Haltung einer anderen Person gegenüber sich Selbst zu erfahren. Man erfährt also durch Andere, wer man ist, indem diese einem Feedback auf das eigene Verhalten geben.

Für die Entwicklung von Identität postuliert Herbert Mead 3 Medien, die in dem von ihm erstellten Identitäts-Modell zwischen den Konstrukten des I, ME und SELF's eine Interaktion ermöglichen.

Im Folgenden wird die Entwicklung der Identität anhand des Modells von Mead näher erklärt.

Medien

Medien sind nach Mead notwendig, damit Identität entstehen kann. Die 3 Medien bauen bei der Identitätsentwicklung aufeinander auf: Ein Rollenspiel kann nicht ohne Sprache funktionieren, und das Wettspiel kann nicht ohne die vorausgehende Stufe des Rollenspiels ablaufen.

Sprache

Zur Sprache gehören Worte, Gesten und Mimik eines Individuums.

Mit Sprache kann man bestimmte Reaktionen, die bei einem selber Vorliegen, auch bei Anderen auslösen.

Dies kann von grundlegenden Reaktion, z. B. Gähnen oder einem Übelkeitsgefühl bei Betrachtung einer sich übergebenden Person bis zur gleichen Vorstellung bei Nennung eines Wortes führen.

Voraussetzung dafür ist natürlich, dass die „sprachliche“ Codierung bei jedem Individuum gleich ist.

Rollenspiel

Mit Sprache als Grundlage ist man in der Lage, die Haltung anderer Menschen zu erfahren.

Für die eigene Identität und zur Bereicherung des eigenen Selbstbildes spielt hier insbesondere die Haltung der Anderen gegenüber einem Selbst eine große Rolle.

Die Rolle eines Anderen, gegenüber sich Selbst einzunehmen, bedeutet, die Reaktion der Anderen auf das eigene Verhalten antizipieren zu können.

Es findet ein mentales Rollenspiel statt, indem die Reaktionen Anderer auf einen Selbst durchgespielt werden.

Umgekehrt gesehen steuert so die Haltung eines Anderen gegenüber einem selbst das eigene Verhalten.

Beim Rollenspiel bezieht sich die Rollenübernahme auf einen „spezifischen Anderen“. Es wird nur die Rolle EINER anderen Person gegenüber sich selbst übernommen.

Wettspiel

Im Gegensatz zum Rollenspiel wird bei dem Wettspiel die Haltung aller Beteiligten übernommen, um das eigene Handeln zu steuern. (Bsp.: Fußball).

Da mehrere „Haltungen Anderer“ nicht gleichzeitig übernommen werden können, muss eine generalisierte Haltung gebildet werden. Diese wird der „generalisierte Andere“ genannt.

Diese Haltung bildet sich aus der Aggregation kongruenter Haltungen Anderer.

Diese Aggregation durch Vergleich verschiedener Haltungen ist zentraler Bestandteil des Wettspiels. (Mead, 1987, S. 319)

„I“, „Me“ und „Self“

a) „I“

Im Kontext der sozialen Identitätstheorie ist es die Reaktion des Organismus auf die Haltung Anderer. Das „I“ arbeitet im Hintergrund und kann nicht bewusst gemacht werden. Dies ist ein Hauptgrund dafür, dass man sich selbst nicht als Subjekt „sehen“ kann.

Das „I“ steht über die Medien in Interaktion mit dem „ME“.

Vergleichbar mit Freuds „ES“

- Biologische Basis: konstitutioneller Antriebsüberschuss.
- Unbewusst.
- Nie vollständig sozialisierbar.
- Ohne soziale Disziplinierung (Lustprinzip).

b) „Me“

Das „Me“ ist die eigene Repräsentation der Haltung Anderer gegenüber einem Selbst. Je nach Verdichtungsgrad kann dies die Haltung eines oder die integrierte Haltung mehrerer Individuum gegenüber einem Selbst sein. Die Rolle eines einzelnen Individuums wird über das sogenannte Rollenspiel gebildet. Für den Vergleich, die Verdichtung und Integration mehrerer Haltungen gegenüber einem Selbst ist der Prozess des Wettspiels verantwortlich.

Aus der Verdichtung der Haltung Anderer über das Wettspiel entstehen Werte, Normen und Erwartungen der jeweiligen Gesellschaft, an das Individuum.

Vergleichbar mit Freuds „*Über-Ich*“

- Enthält Normen und Werte.
- Stellt die Bedeutung der Identität, aus eigener Sicht, in der Gesellschaft dar.
- Erfahrungen über sich selbst im Prozess der Rollenübernahme (ICH-Ideal / Gewissen).
- Permanente soziale Kontrolle des *impulsiven Ichs*.

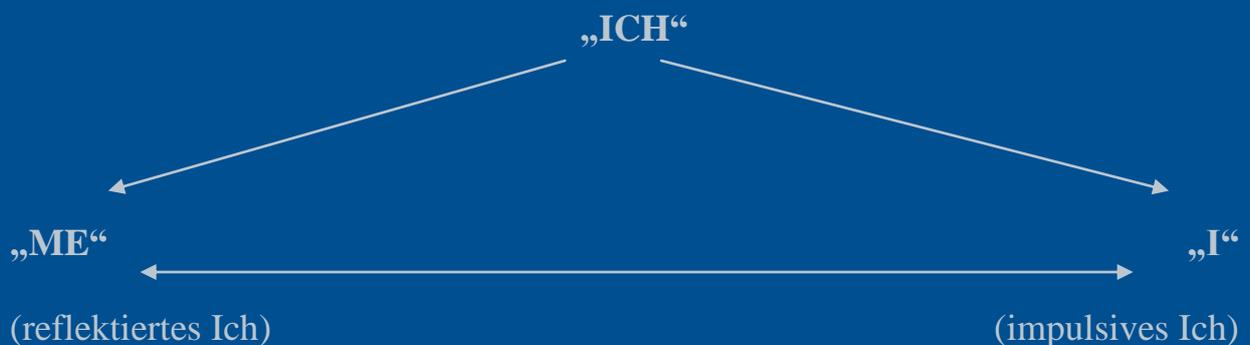
c) „**Self (Identität)**“

Das Self stellt nach Mead die Identität eines Individuums dar. Grundlage für die Entstehung von Identität (Self) sind nach Mead die Medien: Erst die Sprache ermöglicht die Interaktion zwischen Individuen, und damit die Identitätsentstehung als sozialen Prozess. Daraufhin kann nach Mead erst das Rollenspiel und das Wettspiel entstehen.

Bei dem Rollen- und Wettspiel handelt es sich um selbstreflexive Prozesse, die zwischen dem „I“ und dem „ME“ ablaufen. Durch diese bewusst ablaufenden Spielarten bildet sich das Self. Mehrere Haltungen anderer Personen gegenüber einem Selbst werden zu Normen, Werten und Erwartungen verdichtet, die je nach situationalem und zeitlichen Kontext unterschiedlich sein können. Diese Flut an verschiedenen Perspektiven Anderer setzt die reflexiven Prozesse immer wieder aufs Neue in Gang, um eine Anpassung an die jeweiligen Umwelt zu gewährleisten. Gelingt diese Anpassung hin zu einem einheitlichen Selbstbild ist eine stabile Identität entstanden -> das Self.

Vergleichbar mit Freuds „*ICH*“

- Es vermittelt zwischen „I“ (Es) und „ME“ (Über-Ich).
- Läuft nach dem Realitätsprinzip (rational).
- Ist größtenteils bewusst.



Gedanken zu Identitätsverlust (stabile vs. labile Identität) am Beispiel von Selbstkomplexität.

Selbstkomplexität ist eine Funktion der Anzahl von Selbstaspekten.

Eine hohe Selbstkomplexität liegt vor, wenn eine große Anzahl voneinander unabhängiger Selbstaspekte gegeben ist. Eine niedrige Selbstkomplexität liegt vor, wenn eine geringe Anzahl stark miteinander verbundener Selbstaspekte existiert.

Selbstaspekte könnte man auch als Identitätsaspekte bezeichnen: Aspekte, aus denen hervorgeht, wer man ist.

Demnach kann eine hohe Selbstkomplexität vor Identitätsverlust schützen, da mehrere Standbeine vorhanden sind, die die eigene Identität stützen.

Wenn ein Selbstaspekt, wie z. B. das Berufsleben durch Arbeitslosigkeit wegbricht, hätte man bei einer hohen Selbstkomplexität andere Umwelten, z. B. die Familie, die zum Verlust des Berufes einen Ausgleich schaffen könnte und in denen man sich wieder findet.

Bei einer niedrigen Selbstkomplexität wäre evtl kein Ausgleich möglich.

Anders gesagt: Da sich das Individuum selbst nur in seinem Beruf gesehen hat, stimmt der Bezug des Individuums zu seiner Umwelt nicht mehr. Es entsteht ein Identitätsverlust.

Andersherum kann eine zu hohe Selbstkomplexität auch zu einer instabilen Identität führen.

Dies ist der Fall, wenn ein Individuum viele Selbstaspekte hat und aus den verschiedenen Umwelten (Kontexten) in denen er sich bewegt, mehr Erwartungen und Forderungen an ihn gestellt werden, als er erfüllen kann.

Es besteht die Gefahr, dass die verschiedenen Selbstaspekte nur halbherzig oder unvollständig ausgefüllt werden können, da keine Zeit (oder andere Ressourcen) vorhanden sind.

Weil die Forderungen aus den verschiedenen Lebensbereichen größer sind, und Ihnen nicht mehr nachkommen kann, ergibt sich leicht das Gefühl, des Kontrollverlustes. D. h. die Kontrolle zwischen dem eigenen Verhalten und den Verhaltenskonsequenzen wird auf externale Ursachen attribuiert, anstatt auf Interne (Rotter 1966).

Dies kann schnell zu einem Teufelskreis werden, da nach der Identitätsdynamik von Hans-Peter Frey und Karl Hauber „Kontrolle“ ein zentraler (motivationaler) Aspekt in der postulierten Identitätsdynamik ist. Bei geringerer wahrgenommener Kontrollüberzeugung, sinkt die Motivation, sich in dem betroffenen Identitäts-/Selbstaspekt einzubringen, was wiederum zu Kontrollverlust, und damit auch zu Identitätsverlust führt.

Aus dieser Perspektive wird der elementare Bezug zur Umwelt im Hinblick auf Identitätsverlust sehr deutlich.

Identitätsdynamik nach Hans-Peter Frey und Karl Hauser:

- Kognitive Komponente:
 - Die kognitive Komponente stellt die differenzierte Wahrnehmung der Umwelt dar. Einteilungen in verschiedene Klassen und deren Abtrennungen untereinander. (Mentale Konstruktion der Umwelt).
- Emotionale Komponente:
 - Identifiziert man sich mit einer kognitiven Komponente, geschieht dies deshalb, weil man dies mit bestimmten Konsequenzen verbindet. (z.B. Ansehen, Selbstwerterhöhung). Man besetzt ein bestimmtes Konstrukt mit einem Wert.
- Kontroll-Komponente:
 - generalisierte Erwartung über den Zusammenhang zwischen Verhalten und Verhaltenkonsequenzen (Rotter, 1966)
 - Internal: Attribuierung der Konsequenzen auf eigene Fähigkeiten, Motive und Anstrengungen),
 - External: Attribuierung auf äußere Einflussfaktoren (Situation, Zufall, Glück andere Personen).

Persönlichkeitstheorien

In Bezug auf Identität lohnt es sich, neben Freud, auch andere Persönlichkeitstheoretiker zu studieren.

Besonders die Definition einer „psychologisch gesunde Person“ in den verschiedenen Theorien bietet interessante Zusammenhänge zum Thema Identität.

z. B.:

Murray in Bezug auf Alpha und Beta Press.

Rogers Kongruenz/Inkongruenz Konzept der Selbstaktualisierung.

Jungs Konstrukte des Selbst und der Persona.